

Rolf Neuhaus, geboren 1951, promovierter Historiker, hat in der empirischen Sozialforschung und wissenschaftlichen Politikberatung in Bonn und Berlin gearbeitet, danach viele Jahre in Spanien verbracht, neben Artikeln eine Reihe von Büchern über Spanien geschrieben – zuletzt für den S. Marix Verlag: *Reisen nach Ophir*. Er lebt in Andalusien.

»Die Alhambra ist ein Buch,
dessen Seiten aus Marmor,
Holz, Stuck bestehen, ...«

Rolf Neuhaus

Tauchen Sie ein in die Geschichte des maurischen Spaniens: Der letzte Westgotenkönig sieht den adligen Jungfern heimlich beim Bade zu und verspielt Hispanien. Acht Jahrhunderte lang herrschen die Mauren über weite Teile der Iberischen Halbinsel, entwickeln die Baukunst, die Wissenschaften, die Landwirtschaft, die Dichtkunst und erheben das maurische Iberien zur fortgeschrittensten Zivilisation des Abendlandes. Dann wendet sich das Blatt im Bruderkrieg, das Kalifat von al-Andalus zersplittert in Emirate, die Christen Nordspaniens gewinnen militärisch die Oberhand, während die Emire sich gegenseitig bekämpfen oder auf dem Diwan liegen, sich von Hofpoeten ablenken, von Tänzerinnen betören und im Hamam massieren lassen. Die letzten Emire auf iberischem Boden bringen die Baukunst noch einmal zu höchster Blüte, doch sie sind sich des nahenden Endes bewusst und vergehen in Kriegen, Fraktionskämpfen und Melancholie.

Covermotiv: Die Alhambra in Granada, Löwenhof.
Kolorierter Kupferstich nach einer Zeichnung von
David Roberts. 19. Jahrhundert. Andalusien. Spanien
© akg-images / Album / sfgp

www.verlagshaus-roemerweg.de

ISBN 978-3-7374-1203-2



€ 24,00 (D)
€ 24,70 (A)

Rolf Neuhaus

Spanien unter dem Halbmond

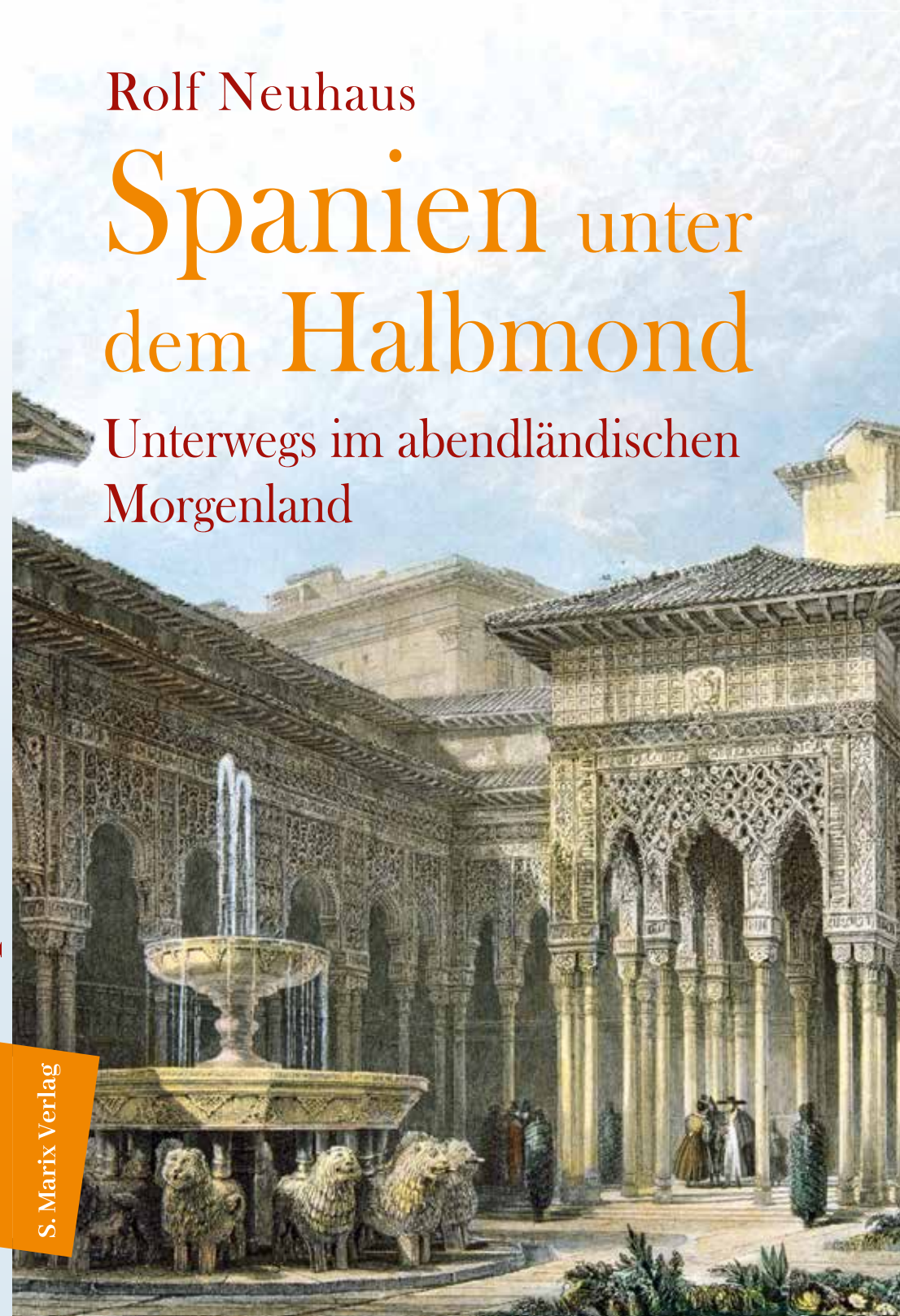
S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

Rolf Neuhaus

Spanien unter dem Halbmond

Unterwegs im abendländischen
Morgenland



»Der Löwenhof ist der intimste Bereich der Alhambra und mit dem, was ihn umgibt, die Kulmination nasridischer Baukunst. Er ist nicht nur eine Oase mit den schlanken Palmen seiner Marmorsäulen, nicht bloß ein Beduinenlager unter den leichten, licht- und luftdurchlässigen Zeltplanen der Galerien und ihrem schwerelosen Blatt- und Rautenwerk, nicht allein die vitale Wasserstelle des Löwenbrunnens. Er ist das islamische Paradies, in das die vier Paradiesflüsse aus den vier Himmelsrichtungen als Rinnsale durch den weißen Sand von Marmorplatten zum Löwenbrunnen laufen und in ihren Rinnen Suren singen.«
(aus dem Inhalt)

Rolf Neuhaus

Spanien unter dem Halbmond

Rolf Neuhaus

Spanien unter dem Halbmond

Unterwegs im
abendländischen Morgenland

Inhalt

1	Die Waden der schönen Florinda	7
2	Der Flüchtling aus Damaskus	15
3	Carolus Magnus bei den Mauren	29
4	Die Stadt der Blüte	39
5	Der königliche Asylant	57
6	Das traurige Ende des dichtenden Emirs	69
7	Sklavinnen, Ritter und die Geburt der europäischen Dichtung	85
8	Vom Souk ins Hammam	101
9	Wein, Weib und Poesie	117
10	Sirenen der Wüste	131
11	Das Märchenschloss	145
12	Die letzte Medina	167
	Epilog: Der fliegende Teppich	181
	Quellenverzeichnis	186
	Quellennachweise	188



1

Die Waden der schönen Florinda

Wie ein Geliebter umfängt der Tajo die Taille Toledos, und die Stadt bäumt sich auf und biegt sich zurück und berührt mit ihren beiden Spitzen den Himmel. Umschlungen liegt die Geliebte in den Armen des Flusses und stellt mit Alcázar und Kathedrale ihre höchsten Punkte zur Schau. Toledo ist leidenschaftlich, im Guten wie im Bösen, ist zu allem fähig, rückhaltloser Liebe unter reinem blauen Himmel ebenso wie zu unversöhnlichem Hass unter bleiernen Wolken und der düsteren Atmosphäre der wuchtigen Gemälde El Grecos. Toledo hält Hochzeit oder entzündet den Scheiterhaufen, manchmal ist der Tajo eine eifersüchtige Schlange, die sich um Toledo windet, die Stadt umgarnt und ihr Gift einflüstert. Dabei ist sie stolz auf ihre Eroberungen und die Früchte ihrer Liaisons, auf ihre Kirchen und Synagogen im maurisch inspirierten Stil und die Moscheen, auf ihre Paläste mit hebräischen Inschriften oder Koransprüchen in kufischen Lettern. Toledo hat alle geliebt und aufs Lager der Symbiose gezogen, Toledo hat Brücken geschlagen zwischen Islam, Juden- und Christentum, zwischen Orient und Abendland, und Brücken über den Fluss gelegt, Brücken wie die ursprünglich römische, maurisch verjüngte, christlich geschmückte Puente de Alcántara oder die von einem muslimischen Baumeister in christlicher Zeit erbaute Puente de San Martín. Ein wenig unterhalb dieser Brücke überlebt am rechten Ufer des Tajo ein Turm außerhalb der Stadtmauern, von dem sich einst aneinander gekettete Barken zum gegenüberliegenden Ufer streckten: die Torre de Don Rodrigo.

In diesem Turm geschah es, dass der letzte westgotische König den adligen Señoritas beim Bad im Tajo zusah und das Verhängnis Spaniens seinen Ausgang nahm, so will es die Legende. Verborgen hinter Fenstergittern beobachtete Don Rodrigo, wie die Fräulein ihre Beine miteinander verglichen, um festzustellen, welches der Mädchen die schönsten Gliedmaßen im ganzen Lande besaß. Florinda, die Tochter des Grafen Julián, trug den Preis davon, und Rodrigo wandte seine Augen nicht mehr ab von ihr. Da kann man mal

sehen, bemerkte Théophile Gautier süffisant, wovon die großen Ereignisse der Weltgeschichte abhängen. Hätte doña Florinda nicht so hübsche kleine Füße, so schlanke weiße Waden und wohlgeformte Knie besessen, die Araber wären nie nach Spanien gekommen. Und die Spanier hätten – mit einem Altmeister der spanischen Historiografie gesprochen – ebenso wenig Amerika erobert, denn dazu befähigte sie erst die 800 Jahre währende militärische Übung der Reconquista. Leider hatte Florinda die schönsten Beine der Welt, allein schon deshalb wurde der hispanischen Helena die Schuld an der Invasion der Iberischen Halbinsel in die Schühchen geschoben. Es war aber auch eine Schnapsidee, dass die Blüte der christlich-westgotischen Jungfräulichkeit ausgerechnet vor dem Turm des jungen Königs sich im Wasser rekelte und ihren Schönheitswettbewerb veranstalten musste.

Romanzen zufolge spielte sich der spanische Sündenfall auf der Akropolis der westgotischen Hauptstadt ab. Aus dem Alcázar hüpfen die lustigen Jungfrauen in den schattigen Garten, wo zwischen Jasminsträuchern und Myrten, Efeu und Weinranken kristallklares Quellwasser aus sechs goldenen Rohren in ein Becken floss. Dort suchten die Doncellas Erfrischung von der Hitze des Tages und vom Feuer der Jugend. Florinda war die Erste, die ihre Kleider fallen ließ. Hinter dichtem Efeu versteckt, ergötzte sich Don Rodrigo an ihrem Anblick und fühlte, wie ein warmer Schwall all seine Glieder durchströmte. Tagelang trachtete er vergebens, die fatale Begierde zu zügeln, da erklärte er sich Florinda und beschwor sie, seinem unbezwingbaren Verlangen nachzugeben. Florinda zierte sich und entzog sich ihm, unruhig lag Rodrigo auf seinem Ruhelager, schließlich ließ er Florinda rufen. Nach einer Stunde verließ sie das Gemach, ihre Unschuld war dahin, ihre Ehre verspielt und Spanien gleich mit. Rodrigo hatte in den süßen Apfel gebissen, ergo war Schluss mit dem hispanischen Paradies. Florinda schrieb ihrem Vater, dem Conde Don Julián, Statthalter des westgotischen Ceuta an der Küste Afrikas, und beklagte sich bitterlich ob des Affronts. Spanien aber bedachte Florinda mit dem Arabismus »cava«, Dirne; der Name Florinda war in Kastilien jahrhundertlang verpönt. Don Julián seinerseits war erzürnt, schließlich hatte er seine Tochter an den Hof Toledos geschickt, um im Kreis der adligen jungen Damen des Reiches erzogen, nicht um entehrt zu werden.¹

¹ In einigen der abgedruckten Zitate sind Begriffe enthalten, die heutzutage als diskriminierend gelten. Diese werden nur in den Zitaten wiedergegeben, nicht aber im Text des Autors, um eine Reproduktion der Wörter zu vermeiden.

»Sitzt in Ceuta, der berühmten,
sitzt in Ceuta Graf Julián;
eine Botschaft will er senden
fern hinaus ins Mohrenland.
Wie er Wort für Wort sie vorsagt,
schreibt ein alter Mohr sie nach,
aber kaum, dass er geschrieben,
tötet ihn sofort der Graf.
Weh und Angst schuf diese Botschaft,
für ganz Spanien Weh und Angst.
Denn er schrieb dem Mohrenkönig
und beschwor's mit Eideskraft:
Wenn er Heeresmacht ihm schickte,
gäb' er Spanien ihm zum Dank.«²

Eines Nachts erschien dem Christenkönig – neben ihm die Cava lag – Fortuna im Traume und sprach zu ihm, er werde sehen all seine Völker erschlagen und sein Heer im Kampf besiegt von seltsamen Gestalten in weiten Gewändern und gewickelten Tüchern um den Kopf. Don Rodrigo erwachte, kurz darauf ein Bote ihm die Botschaft brachte, der elende Verräter Don Julián habe den Barbaren aus Afrika Hispanien preisgegeben, habe aus Rache für die zugefügte Schmach und Schande Spanien dem Islam ausgeliefert, auf dass die Krieger des Propheten das Land verwüsteten und zerstörten. Don Rodrigo erhob sich aus dem Sündenpfehl, schwang sich auf sein Ross und galoppierte in die Schlacht. Am achten Tag des Kampfes verzagten die gotischen Streiter, und eine wilde Flucht begann. Don Rodrigo erklimmte einen Hügel und überblickte das ganze Ausmaß des Desasters.

»Gestern war ich Herr von Spanien,
heut von keiner einz'gen Stadt;
gestern hatt' ich tausend Schlösser,
heute keins im ganzen Land;
gestern hatt' ich, mir zu dienen,
Kriegsgefolg und Dienerschaft,

² Am Ende dieses Buches sind die Quellen verzeichnet, aus denen sowohl die eingerückten Zitate als auch jene im laufenden Text stammen; in den Quellennachweisen sind die Zitate einzeln belegt.

heut ist auch kein Mauerziegel,
den ich mein noch heißen darf.«

Einsam und ziellos ritt Don Rodrigo durch die Berge, zu Tode erschöpft traf er einen Hirten in der Wildnis und fragte ihn, ob ein Kloster in der Nähe sei, wo er ausruhen könne. Weder Kloster noch Konvent, nur eine Einsiedelei, antwortete der Hirte und wies den Weg. Don Rodrigo bat den Klausner, ihm die Beichte abzunehmen und eine Buße für seine Sünden aufzuerlegen. Der Einsiedler fragte im Himmel nach, welche Buße angemessen sei, und eine Stimme gebot ihm, den unseligen Don Rodrigo in eine Grube zu legen, in der eine siebenköpfige Schlange hauste. Ab und zu schaute der Klausner vorbei.

»Geht's Euch wohl in der Gesellschaft?
Guter König, geht's Euch wohl?«
»Noch, durch Gottes Schluss«, versetzt' er,
»hat die Schlange mich verschont.
Aber bitt für mich, mein Bruder,
bitt um einen sel'gen Tod!«

Als der Bruder sich abermals nach des Königs Befinden erkundigte, hörte er ihn stöhnen und ächzen: »Schon frisst sie mich, schon beißt sie mich in die sündhafteste Stelle.«

Erdichtete Geschichten sind naturgemäß schlauer als die arme Historiografie. Nach dem wenigen, was diese weiß, ging die Geschichte allerdings etwas anders. Musa ibn Nusayr, Statthalter des Kalifen von Damaskus in Ifriqiya (Tripolitanien, Tunesien, östliches Algerien), nahm im Jahr 708 den Byzantinern Tanger ab und belagerte im Jahr darauf das bis 680 byzantinische, dann westgotische Ceuta. Nach anfänglichem Widerstand übergab Graf Julián die Stadt. Es ist nicht geklärt, ob Julián ein Byzantiner, Gote oder katholischer Berber war, doch sympathisierte er offenbar mit der oppositionellen Fraktion des westgotischen Adels um die Söhne des 710 verstorbenen Königs Witiza, die bei der Thronfolge nicht zum Zuge gekommen waren. Im Machtkampf zwischen den westgotischen Adelscliquen ersuchte die Witiza-Partei anscheinend die nun auch im westlichen Maghreb herrschenden Muslime um Unterstützung. Musa setzte den Berber Tariq ibn Ziyad als Gouverneur von Tanger

ein und kehrte nach Kairouan zurück. Im Frühjahr 711 überquerte Tariq mit Schiffen Juliáns und 7000 Mann, hauptsächlich Berbern, die Meerenge von Gibraltar und setzte seinen Fuß auf den Felsen, der fortan seinen Namen trug (Dschebel Tariq, Gibraltar). Während der folgenden Monate baute er seine Basis am Ort des späteren Algeciras (Provinz Cádiz) aus und verstärkte seine Truppe um weitere 5000 Mann aus Nordafrika, sodann zog er gen Norden. Im Juli traf er wahrscheinlich am Río Guadalete auf das Gotenheer Rodrigos, das trotz numerischer Übermacht unterlag. Was aus Don Rodrigo wurde, ist ungewiss. Nach der mehr als ein halbes Jahrtausend später verfassten *Crónica del Toledano* oder *De rebus Hispaniae* des Erzbischofs Rodrigo Ximénez de Rada von Toledo und Primas' von Spanien zum Beispiel fand der König einen heroischen Tod auf dem Schlachtfeld. Nach einer nicht ganz so jungen, anonymen arabischen Chronik fanden die Sieger nur sein Pferd, das im Schlamm stecken geblieben war und einen goldenen, mit Rubinen und Smaragden besetzten Sattel trug sowie Rodrigos golddurchwirkten, perlenbestickten Umhang, allein schon dies veritable Beutestücke.

Tariq rückte mit dem Gros seines Heers auf Toledo vor und sandte einen Getreuen gegen Córdoba. Ruhm-, beute- und eifersüchtig auf die Erfolge Tariqs setzte Musa im folgenden Jahr mit einem Heer von 18 000 Mann, zumeist Arabern, nach Hispanien über, nahm Sevilla und Mérida ein und wandte sich später gegen Zaragoza, den Schlüssel zum fruchtbaren Ebrotal, während Tariq weiter nach Norden vordrang und unter anderem León kassierte. In nur drei Jahren fiel dem Islam die halbe Halbinsel in den Schoß. Die beiden rivalisierenden Heerführer hätten ihren militärischen Spaziergang zum Ruhme Allahs und ihrer selbst noch fortgeführt, wären sie 714 nicht vom Kalifen zum Rapport nach Damaskus beordert worden. Musa überließ die Befehlsgewalt seinem Sohn Abd al-Aziz ibn Musa ibn Nusayr, der die Conquista mit der Unterwerfung von Lusitanien (Portugal), Málaga, Elvira (Vorläuferin Granadas), Valencia, Pamplona, Katalonien und Teilen Südfrankreichs komplettierte. Abd al-Aziz fiel auch die Witwe Rodrigos in den Schoß. Beide Ehegatten hielten womöglich an ihrem jeweiligen Glauben fest, doch Abd al-Aziz wurde von seinen Glaubensbrüdern und politischen Gegnern als Abtrünniger diffamiert und denunziert und 716 einer Legende zufolge zusammen mit seiner Gattin in Sevilla öffentlich enthauptet, nach einer anderen Version beim intimen Gebet in der Moschee. Sein Kopf wurde dem Kalifen eingesandt, der dem Vater mit exquisiter Delikatesse das Haupt

seines Sohnes in einer Schüssel vorsetzen ließ, jenem stolzen Musa, der mit 400 goldene Gürtel und Kronen tragenden Söhnen gotischer Fürsten im Schlepp und unerhört reicher Beute im Sack triumphal durch ganz Nordafrika gezogen, in Damaskus jedoch in den Kerker geflogen war.

Stein auf Stein, Volk auf Volk, Zeit auf Zeit sind in Toledo abgelagert, die Stadt ist wie ein Bilderbuch der Baukunst mit Seiten aus Stein eines jeden Jahrhunderts. Die Geburt Toledos mit Hilfe der Juden nach der Zerstörung Jerusalems durch die Assyrer im 6. vorchristlichen Jahrhundert gehört dem Reich der Mythen an, doch belegt ist die Präsenz der Juden für die Zeit nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer im 70. nachchristlichen Jahr. Ihr Viertel hatten die Juden in der Westecke der Stadt, wo sich das Judentor oder Puerta del Cambrón in der Stadtmauer befindet, das in der Renaissance seine heutige Gestalt annahm. Dasjenige Stadttor, welches den Betrachter am ehesten ins 1. Jahrtausend zu versetzen vermag, ist die mächtige Puerta Vieja de Bisagra mit ihren Granitblöcken, groben Steinen und rohen Hufeisenbögen, in maurischer Zeit das Haupttor der Stadt, obgleich es nicht das älteste erhaltene Tor ist, sondern Bab al-Mardum, das Tor zur Medina, arabisch »al-Madina« für (Alt-)Stadt, mit seinen drei Granitbögen in unmittelbarer Nachbarschaft der Puerta del Sol. Da Toledo an drei Seiten vom tiefen natürlichen Wassergraben des Tajo umgeben ist, war die Stadt nur von Norden her einzunehmen und musste lediglich an der Nordseite durch eine Befestigungsmauer und Türme gesichert werden, deren älteste Teile aus westgotischer Zeit stammen.

Als Tariq eines Abends darüber nachdachte, wie er die auf ihrem Felsen thronende Stadt angreifen sollte, näherte sich ihm ein Jude und sprach in arabischen Worten:

»Wisse, o Führer des Heeres des Islam [...], dass die Kinder Israels, die in Toledo ansässig sind, mich zu dir abgesendet haben. Wir sind von den Christen in der Zeit ihres Glückes unterdrückt und verhöhnt worden, und nun haben sie, da sie von der Belagerung bedroht sind, uns alle unsere Vorräte und unser Geld genommen; sie haben uns gezwungen, wie Sklaven zu arbeiten, um ihre Mauern auszubessern, und sie nötigen uns, Waffen zu tragen und einen Teil der Türme zu bewachen. Wir verabscheuen ihr Joch und sind bereit, sofern du uns als Untertanen aufneh-

men und uns freie Ausübung unseres Glaubens und den Genuss unseres Eigentums zugestehen willst, die Türme, welche wir bewachen, in deine Hände zu liefern und dir einen sicheren Weg in die Stadt zu zeigen.«

Noch so ein legendärer Verräter. Doch wie Washington Irving es in seinen *Erzählungen von der Eroberung Spaniens* wiedergibt, so geschah es vielleicht, dass die Juden Tariq Tür und Tor Toledos öffneten, sie scheinen auch andernorts vorzügliche Kollaborateure der Muslime gewesen zu sein. Tariq stieß in Toledo jedenfalls auf keinen ernsthaften Widerstand, im Gegenteil, er wurde als Befreier und Erlöser empfangen. Doch nach späterer offizieller christlicher Lesart führten nicht die Schwäche des Westgotenreichs, seine innere Zerissenheit, die Machtkämpfe, die hohe Steuerlast und die Privilegien des Adels sowie die auch unter Christen weit verbreitete Unzufriedenheit zum Zusammenbruch, sondern Verrat und Rache, zu der im Übrigen besonders die Juden allen Anlass hatten. In den letzten Jahrzehnten waren sie mehr denn je verfolgt worden. Man stellte sie vor die Wahl, sich taufen zu lassen oder ausgewiesen zu werden, was angesichts der praktischen Schwierigkeiten einer Deportation umgewandelt wurde in die Alternative Taufe oder Verkauf in die Sklaverei.

Tariq zeigte sich großzügig gegenüber den Juden und tolerant gegenüber den Christen. Wie an anderen Orten auch konnten Juden und Christen gegen eine gewisse Gebühr (Kopfsteuer) ihren Kult ausüben, sich ihrer Sprache bedienen, sich selbst verwalten, sie behielten ihre Kirchen und Synagogen, Bischöfe und Rabbiner und ihre eigenen Richter, bewahrten ihr Eigentum und ihre Gebräuche und brauchten keinen Kriegsdienst zu leisten. Wie sonst hätte eine »Horde« muslimischer Krieger auch Millionen Hispanier regieren sollen? Darüber hinaus haben Juden und Christen als Schriftbesitzer (Thora und Bibel) nach dem Koran grundsätzlich Anspruch auf den Schutz der Muslime und sollen nicht zwangsbekehrt werden. Die Anziehungskraft der überlegenen islamischen Zivilisation und Kultur sorgte von selbst dafür, dass der Islam viele Proselyten machte, ein Übertritt ins Lager Mohammeds hatte außerdem Steuervorteile und erleichterte Karriere und sozialen Aufstieg. So fügte es sich, dass die Hispanogoten, die ihr christliches gegen ein muslimisches Hemd wechselten (»muladíes«), zahlenmäßig schnell die Araber und bald auch die Berber überflügelten und schließlich dafür sorgten, dass die Mehrheit der Bevölkerung sich zum Islam bekannte.



2

Der Flüchtling aus Damaskus

Nach der Machtergreifung durch die Abbasiden, die den Kalifensitz von Damaskus nach Kufa, dann nach Bagdad verlegten, lud der Gouverneur von Damaskus ganz im Sinne des neuen Kalifen die abgesetzten Umayyaden zum Versöhnungsbankett in seinen Palast, bei dem fast die gesamte Umayyaden-Sippschaft niedergemetzelt wurde. Prinz Abd al-Rahman befand sich gerade auf dem Weg zum Massaker, da – so sagt die Sage – warnte ihn ein Klient seines Clans und prophezeite ihm obendrein, dass er König werde. »Hinweg, hinweg, entflieh nach dem Abendlande, wo ein Königreich deiner wartet!« Um auf Nummer sicher zu gehen, forderte der Wahrsager Abd al-Rahman auf, seine Schulter zu entblößen, und erblickte tatsächlich das schwarze Mal, das er im Buch der Weissagungen gefunden hatte. Kein Zweifel, Abd al-Rahman war vom Schicksal die Herrschaft über al-Andalus bestimmt. Nun erinnerte sich der 19-jährige Prinz, dass Onkel Maslama vor vielen Jahren bereits das Zeichen auf seiner Schulter entdeckt und Großvater Hisham, dem Kalifen, gedeutet hatte: »O Gebieter der Gläubigen, dieser Knabe wird den Sturz unseres Reiches im Osten überleben, um König des Westens zu werden!«

Abd al-Rahman floh nach Westen, die Schergen und Häscher der Abbasiden immer im Nacken, er versteckte sich in den Schilfhütten kleiner Dörfer, in dunklen Wäldern, in tiefen Mulden der Wüste, in den Zelten gastfreundlicher Beduinen, beim Berberstamm seiner Mutter, die während der Eroberung des Maghreb geraubt und als Sklavin nach Damaskus verschleppt worden war. Unterwegs verlor er seine Schwestern, seinen 13-jährigen Bruder, seinen vierjährigen Sohn, nur Badr blieb ihm, sein freigelassener Sklave, ihn schickte er übers Mittelmeer, um das Terrain zu sondieren. Nach mehr als einem Jahr kehrte sein Getreuer an die afrikanische Küste mit der Nachricht zurück, Teile der Syrer von al-Andalus, viele von ihnen Klienten der Umayyaden, Teile der Jemeniten und der Berber stünden hinter Abd

al-Rahman und begrüßten die Idee, die Umayyaden-Herrschaft in al-Andalus zu errichten. Nach fünfjähriger Odyssee landet Abd al-Rahman im August des Jahres 755 am Strand von Almuñécar (Granada), auf seinem Weg nach Sevilla sammelt er immer mehr Anhänger um sich, die erste, kurzlebige Hauptstadt von al-Andalus schwört ihm Gefolgschaft, den Guadalquivir hinauf zieht er gegen Córdoba, Hauptstadt seit 719, besiegt im Mai 756 den Statthalter der Abbasiden vor den Toren der Stadt und lässt sich in der Hauptmoschee zum Emir von al-Andalus ausrufen. Damit war ein neuer, vom Kalifat politisch unabhängiger Staat geboren, wenn auch der Abbasiden-Kalif als religiöses Oberhaupt aller Muslime anerkannt blieb.

Es stimmt ernst und melancholisch, auf der römisch-maurisch-kastilischen Brücke zu stehen und auf die Stadt und den Guadalquivir zu sehen, der sich unter die 16 Bögen der Brücke wie unters unvermeidliche Joch beugt, sich an Sandbänken und an Inseln mit Oleander und den Ruinen maurischer Mühlen vorbeischlängelt und langsam, aber unaufhaltsam, stoisch seiner Bestimmung zuströmt, sich im Meer aufzulösen. Wie viel Leben ist aus der Stadt gewichen und den Fluss hinuntergeschwommen, um im Meer des Vergessens unterzutauchen, wie viele Namen sind vom Strom der Zeiten weggeschwemmt worden, und wie viele wirklich bedeutende, unsterbliche Köpfe haben Córdoba verlassen, Seneca zum Beispiel oder Ibn Ruschd, für die Lateiner Averroes, der dem Abendland Aristoteles zurückgab, oder Ben Maimon alias Ibn Maymun alias Maimonides, der den Juden den Rationalismus schenkte, alle drei in Córdoba geboren. Und wie viel Glanz ist verblichen und spiegelt sich nicht länger im Wadi al-Kabir wider, wie viel Pracht aus der Zeit, da Córdoba eine Weltstadt war und sich mit Konstantinopel und Bagdad messen konnte. Anstelle des Minarets ragt ein Glockenturm aus dem Wunderwerk der Großen Moschee und aus dem Häusermeer, von den Stadtmauern überleben nur wenige Teile, eins davon am Großen Fluss, vom ursprünglichen Alcázar, dem Stadtpalast der Goten und Umayyaden, nur ein bisschen Mauerwerk. Immerhin trägt der neue Alcázar der christlichen Könige auf dem Gelände der zerstörten Alcazaba, der gesamten Festungsanlage, noch die Handschrift seiner maurischen Erbauer, wenn auch ein kastilischer König Bauherr war und die Inquisition jahrhundertlang in ihm residierte. Das gigantische Schöpfrad im Guadalquivir, das den Teichen, Rinnen, Brunnen und Wasserspielen, den Myrtenhecken, den Zypressen und den aus gelbem Sand aufragenden Palmen zu

Wasser verhalf, ist durch ein Riesenrad neuesten Datums ersetzt, das sich nicht dreht. Vom alten Alcázar, auf dessen Grund sich nun der Bischofspalast erhebt, zog Don Rodrigo seinem Ende und dem des Gotenreichs entgegen, und in ihm quartierte sich der erste Emir ein.

Abd al-Rahman war ein energischer und durchaus grausamer Herrscher und zugleich ein sensibler Dichter. Er blieb zeitlebens geprägt vom Verlust der Heimat und kultivierte seine Syrien-Nostalgie. Seinem Landhaus im Nordwesten Córdobas, von dem nichts übrig geblieben ist, gab er denselben Namen, den der Palast seines Großvaters oder Onkels am Euphrat getragen, in dem er wohl seine Kindheit verbracht hatte: »al-Rusafa«; heute schmückt sich der Parador Nacional mit diesem Namen. In den Gärten ließ er Bäume pflanzen, die seine Emissäre aus Syrien holten, darunter eine Dattelpalme, angeblich die Mutter aller Dattelpalmen Europas, die er in Liedern besang, aus denen diese Strophen stammen:

»In den Gärten von Rusafa
sah ich eine Palme stehn,
ferne von der Palmenheimat
säuselnd in des Westes Wehn.
Und ich sprach: Wie deinen Brüdern
du entrückt bist, schöner Baum,
trennt auch mich von meinen Freunden,
meinem Stamm ein weiter Raum.

Du, o Palme, bist ein Fremdling
so wie ich in diesem Lande,
bist ein Fremdling hier im Westen
fern von deiner Heimat Strande;
weine denn! Allein die Stumme,
wie vermöchte sie zu weinen?
Nein, sie weiß von keinem Grame,
keinem Kummer gleich dem meinen.
Aber könnte sie empfinden,
o, sie würde sich mit Tränen
nach des Ostens Palmenhainen
und des Euphrat Wellen sehnen.«

Abd al-Rahman dichtete nicht nur selbst, er hielt sich auch besoldete Panegyriker, wie es sie schon am Umayyaden-Hof von Damaskus und vorher gegeben hatte. Die professionellen Lobhudler und Ruhmes-sänger waren ebenfalls als Satiriker geschätzt, sofern sie Widersacher des gnadenreichen Herrschers von al-Andalus aufs Korn nahmen und nicht die eigenen Leute oder gar den Brotherrn schmähten, in diesem Fall lebten sie gefährlich oder plötzlich ab. Abu l-Machschi ibn Zayd aus Elvira zum Beispiel wurde ins Verlies geworfen, geblendet und von seiner spitzen Zunge befreit, weil er in Versen beleidigende Anspielungen auf den Prinzen Hisham sich hatte zuschulden kommen lassen. Später erweichte er Abd al-Rahman mit einem Klagelied über sein Los, der Emir war gerührt und bereute und beglich seine Schuld mit 1000 Goldddinaren pro Auge, und die Zielscheibe des Hohns, Hisham, legte noch einmal 2000 drauf.

Ziryab war der Kulturtransfer in Person. Er brachte der arabischen Aristokratie von Córdoba Tischsitten bei. Nicht dass sie noch wie im Beduinenzelt auf dem Sand oder auf Teppichen im Kreis gehockt und mit den Fingern der rechten Hand in die große Reis- und Fleischschüssel in der Mitte gegriffen und Klöße geformt und in den Mund geschoben und mit dem Handrücken Hammelfett aus dem Gesicht gewischt hätte. Aber sie war nicht ganz auf der Höhe von Bagdad. Da kam Ziryab her, aus tausendund-einer Nacht, vom Hof Harun al-Raschids. Unverzeihlicherweise hatte er seinen Herrn und Meister, den Lieblingsmusiker des Kalifen, bei einem Stelldichein im Palast verblassen lassen. Wegen seiner dunklen Hautfarbe und seiner süßen Singstimme, die der einer Amsel glich, »der schwarze Vogel« genannt, drohte Ziryab seinem Lehrer die Zukunft zu verdunkeln, woraufhin dieser Rache schwur. Ziryab, mit bürgerlichem Namen Abu l-Hasan Ali ibn Nafi, ging schleunigst ins Exil, irrte durch Syrien, Ägypten, Libyen und ließ sich vorläufig in Kairouan nieder, seine Odyssee dauerte doppelt so lange wie die Abd al-Rahmans. Sein Ruf eilte ihm voraus, im Jahr 822 kam er auf Einladung an den Hof von Córdoba, in seiner Reisetasche brachte er die feinen, persisch und byzantinisch angereicherten Sitten Bagdads mit. Er lehrte die Trinker von Córdoba, den Wein aus Gläsern statt gülden Bechern zu nippen, die richtige Reihenfolge der Gerichte zu beachten – erst Suppe oder Consommé, dann Fleisch und Geflügel, dann

Süßes wie Walnuss-, Mandel-, Honigtörtchen oder Vanille-, Haselnuss-, Pistaziengebäck –, sich die Zähne zu putzen, die Nägel zu polieren, sich zu depilieren, Hautcreme zu applizieren, die Haupthaare kurzgeschnitten und Kleidung je nach Jahreszeit zu tragen, im Sommer weiße Seidengewänder, im Winter Pelzmäntel oder Jacken mit Pelzkragen, sonst farbige Tuniken aus mehr oder weniger dicken Stoffen.

Ziryab brachte Rezepte aus der spitzfindigen Küche Bagdads und das aus Indien über Persien nach Mesopotamien gewanderte Schachspiel mit, eröffnete in Córdoba einen Schönheitssalon und eine Musikschule und ließ aus der Schule für Gesang und Musik von Medina in Arabien ausgebildete Sklavinnen kommen. Vor allem aber bezauberte sein Gesang, zu dem er sich auf der Laute begleitete, der er eine fünfte Saite aus Löwendarm hinzugefügt hatte und die er mit einer Adlerkrallen statt Holzplektrum zupfte. Und er fragmentierte den traditionellen, endlosen, leiernden Singsang ohne Zäsuren in Strophen mit kurzen Versen, wie die Poeten des Modernismus von Bagdad die Litanei der klassischen Kasside (Ode) in kurze Gedichte verschiedener Thematik aufgeteilt hatten. Ziryab soll 10 000 Lieder auswendig gewusst haben. Einmal war sein Gönner, Abd al-Rahman II., der vierte Emir, derart hingerissen von seiner Stimme und seinem Vortrag, dass er ihm für ein Lied, das ihm besonders gefallen hatte, 3000 Dinare Extrahonorar geben wollte. Sein Schatzmeister weigerte sich jedoch, eine solch exorbitante Summe abzudrücken, da zahlte der Emir aus seiner privaten Schatulle.

Nicht nur für Lieder schmiss Abd al-Rahman II. mit Gold um sich, auch für die Gunst seiner Gespielinnen. Wie der Geschichtsschreiber Ibn al-Qutiyya von Sevilla berichtete, befand sich der Emir eines Sommers auf einem Feldzug in den Norden, da übermannte ihn in Guadalajara eine nächtliche Pollution. Er erhob sich vom Lager, um sich zu reinigen, rief seinen Vertrauten und sagte in Versen: »Ergiebiger Erguss ist in der Nacht dahingeglitten, ohne dass ich es bemerkte.« Der Vertraute antwortete ebenfalls in Versen: »Willkommen sei jener, welcher dich im Dunkeln heim-sucht«. Der Vorfall weckte einen derart unbändigen Appetit des Emirs auf eine seiner engsten Konkubinen, dass er den Befehl über die Truppen seinem Sohn al-Hakam übertrug und nach Córdoba zurückkehrte, um sich in die Arme seiner Sklavin zu werfen.

»Ich kann dich nicht entbehren, nicht auf dich verzichten,
seitdem du mir so nahe warst.
Ich ging nur von deiner Seite, den Feind zu suchen
und ein gewaltiges Heer gegen ihn zu führen.«

So sang sein Hofpoet Ibn al-Xamir in einem Loblied auf den Emir, in dem er den Namen der Angebeteten verriet: Tarub. Es ist nicht überliefert, ob Abd al-Rahman bei seiner Rückkunft oder aber bei anderer Gelegenheit ihr 20 000 Dinare in Säcken vor die verschlossene Pforte stapeln ließ, um sie zu erweichen, ihn in ihr heiliges Gemach zu lassen, und ob die spröde Tarub ihm wegen Vernachlässigung schmolte oder nur so tat, um sein Verlangen zu steigern und den Preis hochzuschrauben. Jedenfalls ergoss sich nicht nur ein Goldregen über sie. Einer anderen Sklavin, Schifa, Favoritin der Stunde, machte der Emir ein fürstliches Geschenk, ein Halsband aus roten Diamanten. Es hatte Zubayda, der Lieblingsfrau Harun al-Raschids und Mutter des Thronfolgers, gehört, war bei einer Revolte und Plünderung der Paläste von Bagdad erbeutet worden und nach Córdoba gelangt. Abd al-Rahman kaufte es für 10 000 Goldstücke und hing es Schifa um den Hals. Einer seiner Wesire scheint sich über den hohen Wert des Geschenks echauffiert zu haben, der Emir antwortete ihm aus dem Stegreif:

»Ist von allem, was der Schöpfer
schuf im weiten Weltbereich,
irgendetwas einer schönen,
einer holden Jungfrau gleich? [...]
Gerne hängt' ich als Geschmeide
ihr, die meine einz'ge Lust,
dieses Herz und diese Augen
um den Hals und auf die Brust.«

Jungfrau? Seine einzige Lust? Dabei hatte er reichhaltige Auswahl und erhielt periodisch Nachschub. Seit den Zeiten seines Urgroßvaters Abd al-Rahman I. mussten die Christen des Nordens den Emiren von Córdoba jährlich den legendären »Tribut der hundert Jungfrauen« zahlen, bis Abd al-Rahman II. im Jahr 844 die Schlacht von Clavijo in der Rioja verweigerte. Die Sarazenen waren zwar in der Überzahl, doch den Christen unter dem

asturischen König Ramiro I. kam der heilige Jakob auf seinem mythischen weißen Schlachtross wirksam zu Hilfe, wie die *Crónica del Toledano* erzählt. Die Mauren waren verwirrt, ergriffen die Flucht, 70 000 wurden niedergemacht. Der gebenedeite Apostel Santiago führte seitdem den Spitznamen »matamoros«, Maurenkiller, und half den Christen in den folgenden Jahrhunderten so manches Mal aus der Patsche. Oder es begab sich im Jahr 939, dass König Ramiro II. von Asturien und León, König García Sánchez I. von Navarra und der erste unabhängige Graf von Kastilien, Fernán González, sich weigerten, Abd al-Rahman III. die üblichen 180 schönsten adligen Doncellas Spaniens auszuhändigen. Abd al-Rahman erzürnte sehr und zog mit einem riesigen Heer gen Norden, verwüstete unterwegs alles Christenland, schnitt den Männern die Köpfe ab und den Frauen die Brüste. Sanctus Jacobus! Die vereinigten Streitkräfte der drei Christenhäuptlinge waren nicht einmal halb so zahlreich wie die Heerschar des Maurenchefs, doch jene hatten Santiago aus Galicien und San Millán aus der Rioja mitgebracht und obsiegten in der Schlacht von Simancas (Valladolid). Und warum hatten sie den Tribut aufgekündigt? Darüber gibt eine Romanze Auskunft. König Ramiro beriet gerade mit seinen Ratgebern, was zu tun sei, da platzte eine holde Jungfrau in die Versammlung.

»Sprich, bist du ein Christenkönig,
dass du übst so große Schmach
und zu Hunderten die Jungfrau
an die Mohren liefern magst?
Wer das tut, bedünkt ein Mohr mich,
nur in Christentracht verkappt. [...]
Aber wohl begreif' ich, dass ihr
ruhig sitzt und das ertragt;
nur um Töchter für die Schande
zu erzeugen, lebt ihr ja,
und nur darum seid ihr Männer,
aber Weiber sonst fürwahr!«

Nach dieser Standpauke schwor Don Ramiro, Kastilien von der Schmach zu befreien, zog in den Kampf gegen den Tyrannen Almansor [sic!] – »;Santiago y cierra España!« –, und Jacobus half. Es ist natürlich unerheblich,



dass Almansor erst 40 Jahre später an die Macht kam, er war nun einmal der Inbegriff des muslimischen Despoten und gab das beste Feindbild ab.

Wer in ein arabischsprachiges Land reist und am ersten Tag zum ersten Mal den Muezzin rufen hört, dem mag es wie Schuppen von den Augen fallen: Das ist der Orient! Als wäre man wie im Traum in Windeseile in eine andere Welt geflogen und in einer uralten, mythischen, märchenhaften Epoche der Menschheitsgeschichte gelandet. Vielleicht evoziert dieses Gefühl nichts so sehr wie die menschliche Stimme, die seit eineinhalb Jahrtausenden zum Gebet ruft. In Córdoba ist diese melancholische Stimme verstummt, seit einem Dreivierteljahrtausend ruft kein Muezzin mehr die Gläubigen zusammen, nicht einmal mit Blechstimme aus Lautsprechern. Stattdessen dröhnen Bronzeglocken metallisch hart und kalt und schreien den Triumph des Christentums heraus. Das Minarett der Großen Moschee von Córdoba, rechteckig wie die alten syrischen Minarette und seinerseits Vorbild für die Minarette von al-Andalus und des Maghreb, auch für die Türme von Sevilla, Rabat und Marrakesch, drohte zusammenzubrechen und wurde von einem barocken Glockenturm umklammert, von dessen Art es in Andalusien Hunderte gibt.

Hinter den zinnenbewehrten Mauern der dennoch sehr durchlässigen Glaubensfestung, deren zahlreiche Tore damals noch nicht zugemauert waren, liegt eine Oase, der Vorhof zum ewigen Paradies, das der Islam verspricht. Aber eben nur ein Vorhof, ein Vorgeschmack auf Eden. Zwar spenden im Orangerhof Orangerbäume kühlen Schatten, zwar winken Palmen aus dem Jenseits, doch statt Milch und Honig fließt lediglich Wasser für die rituellen Waschungen aus den Brunnen, und die leichtsinnigen, leicht bekleideten, unverschleierte Touristinnen sind mitnichten Huris – Jungfrauen im Paradies des Islams –, die den Gläubigen theoretisch mit offenen Armen empfangen sollen. Man muss sich das Paradies verdienen und erst durch die Wüste des menschlichen Daseins ziehen.

Zunächst hatten die Muslime Córdoba einen Teil der westgotischen Basilika für ihren Kult genutzt, während den Christen der Rest zur Verfügung stand. Genauso waren die Umayyaden in Damaskus mit der Kirche Johannes des Täufers verfahren, bevor sie sie später ganz beanspruchten, weitgehend abrisen und die monumentale Umayyaden-Moschee errichteten. Abd al-Rahman I. kaufte den Christen Córdoba deren Teil der

Basilika für 100 000 Dinare ab – etwa 500 Kilo Gold –, machte sie dem Erdboden gleich und setzte auf die Fundamente die Hauptmoschee. Deswegen vielleicht ist sie nach Timbuktu ausgerichtet und nicht nach Mekka, das heißt nach Süden und nicht Südosten, wie es sich eigentlich gehört hätte, womöglich ist diese Abweichung aber auch dem Trotz und der Wehmut des Umayyaden geschuldet, der sich und sein Gebetshaus partout in Damaskus stehen wissen wollte. Mit zunehmendem Zuzug von Muslimen aus dem Vorderen Orient und Nordafrika sowie fortschreitender Konversion der Christen zum Islam wurde Córdoba Hauptmoschee unter den Nachfolgern Abd al-Rahmans mehrmals erweitert, um all die Gläubigen beim obligaten Freitagsgebet fassen zu können. Zur Zeit Almansors, also gegen Ende des 10. Jahrhunderts, soll Córdoba mehr als eine Million Einwohner gezählt haben, was sicherlich eine arabischem Fantasie reichum und andalusischer Übertreibungslust entsprungene Ziffer ist. Gewiss aber war Córdoba die größte Stadt des Okzidents, sie verfügte über hunderte Moscheen, Koranschulen, Bäder, Brunnen und über Kanalisation und Straßenbeleuchtung, Jahrhunderte vor Metropolen wie Paris oder London.

Früher betraten die reingewaschenen Gläubigen den Gebetsraum durch offene Arkaden, durch die Licht einströmte, jetzt sind die Bögen mit Blenden versehen, und man schleicht ins Halbdunkel, das im Übrigen zu dem Wald passt, in den man gelangt. Einen Wald aus steinernen Bäumen, aus schlanken Stämmen, tausendundeiner Säule aus dem Nachlass Roms, aus Marmor, Jaspis, Porphyrt, marmoriertem Onyx, von deren Kapitellen Hufeisenbögen wie Äste zum Licht streben, darüber auf Pfeilern Rundbögen wie gebogene Zweige. Vielleicht ahmen die Säulen Palmenstämme nach, deren Blätter Bögen schlagen und ein Dach bilden wie im frühesten Gebetshaus des Propheten in Medina, vielleicht sind die Doppelbögen römischen Aquädukten oder den doppelten Arkaden im Hof der Umayyaden-Moschee von Damaskus abgesehen. Im Dämmerlicht sieht man den Wald vor lauter Säulen nicht, nur Reihen von Stämmen, die sich durch die 19 Schiffe ziehen und im Unendlichen verlieren, zu allen Seiten sprießen grazile Säulen aus dem Boden, so leicht und delikate wie Stangen eines Beduinenzelts, das vom erstbesten Windhauch umgemäht zu werden droht und dennoch stabil ist. Da ist kein Zentrum und keine Begrenzung, jeder Punkt kann Mittelpunkt sein, und in jeder Richtung kann man sich verirren und im Kreis laufen und dabei die Endlosschleife einer Kasside rezitieren.